

Ein abgebrochenes Reis [Fortsetzung]

Autor(en): **Hügli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576368>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ein abgebrochenes Reis.

Novelle von Emil Hügli, Chur.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

X.

In trüber, regnerischer Herbsttag. Feucht tropft es von den Bäumen. Graue Nebelschwaden ziehen schwer und kühl durch das Aaretal. In traurige Gedanken versunken schlendert August über die kleine Brücke nach der Schule. Es ist ihm nicht entgangen, wie die Mutter ihn mit immer sorgenvollerer Miene anstaunt, wie aus ihren Augen ein bitterer stummer Vorwurf spricht, der zu sagen scheint: „August, mein August, nimm deiner Mutter die schwere Sorgenlast wieder ab, die du ihr aufgebürdet hast!“

Ja, wenn er nur wüßte, wie dies anfangen . . . Er findet keinen Ausweg. Das klemmt ihm das Herz zusammen.

Er bleibt jetzt stille stehen und schaut schwermütig in die Wasser des Flusses, die dunkel und glanzlos unter den wogenden Nebeln dahinrauschen . . . Wer da mit ihnen davon wandern könnte, den gramvollen Blicken der Mutter entrinnen, die ihn überallhin verfolgen! Ach, und es wird ja alles noch schlimmer kommen . . . Vor dem Tage graut ihm, wo er mit seinem neuen Schulzeugnis über dieses Brücklein nach Hause gehen wird! Er ist in letzter Zeit in manchem Fach zurückgegangen, er weiß es nur zu gut, und wenn er auch im Deutschen Fortschritte machte, so kann ihm das nichts helfen, da ihm gerade Herr Töner übel will . . . Was wird noch daraus werden?

Noch ist August in trübseelige Gedanken versunken: da erzittert das Hängebrücklein, und bald darauf lösen sich die Konturen einer Gestalt aus dem Nebel los. Nun huscht sie auch schon an ihm vorüber, und Menichens, seiner Schulweggenossin liebliches Gesicht leuchtet ihn einen Augenblick gleich einer kleinen Sonne an . . . Ein Nicken, Lächeln und Schreiten, und ehe August noch die Müze vom Haupte gezogen hat, ist die lustige, duftige Erscheinung gleich einem leuchtenden Engel im Nebelgewölke verschwunden; in seinem eben noch verbüßerten Herzen jedoch ist ein goldener Lichtstrahl zurückgeblieben,

der den erschöpften Mut erfrischt, den Glauben wieder gestärkt hat . . . Ja, wenn dieser heitere, wonnige Traum nicht wäre? . . . Und mehr denn je ist August entschlossen, ihn zu hegen und zu pflegen, im Innersten heilig zu halten und neue Lebenskraft daraus zu schöpfen, wenn alles andere seinen Mut danieder schlagen will.

Raschern Schrittes setzt August seinen Weg fort, und mit Zuversicht betritt er eine Viertelstunde später das Schulzimmer, dessen Fenster von dem grauen Dunste feucht beschlagen sind, der auch hier in der Stadt das Nächste und Fernste verhüllt. Ohne von den Mitschülern besonders begrüßt zu werden, gewinnt er seinen Platz; denn seit August die Konfrontation mit dem Rektor und Lehrer Töner gehabt hat, halten es die meisten für klüger, ihn zu meiden, um nicht in den Verdacht einer Freundschaft mit dem Gebrandmarkten zu geraten . . . Nur einer macht eine Ausnahme und hält getreu zu ihm, ohne nach links oder rechts zu schauen: für Willy Wildbolz bleibt August eben nach wie vor der wackere Lebensretter, der — wie seine Mutter einst gesagt hat — „eine heldenhafte Tat vollbrachte“. Wenn zwischen ihnen eine gewisse Abkühlung eingetreten ist, so liegt dies vielmehr am Empfangenden als am Gebenden. August fürchtet nämlich, das schlimme Licht, in welchem er dasteht, möchte am Ende auch auf seinen Freund fallen und nicht nur die äußeren Zeichen des Mitgefühls, sondern die innerliche Anhänglichkeit selbst vernichten; an dieser ist ihm mehr gelegen als an jener. Deshalb begegnet er dem Kameraden oft mit kühler Ablehnung, wo sein Herz ihm Dank entgegenbringen möchte.

Uebrigens, wenn man sich auch nicht um ihn kümmert — er ist stark genug, es zu verschmerzen. Er ist sich bewußt, eine Quelle gefunden zu haben, die ihn in der Verlassenheit stärkt und mit lebendigen Worten sein Herz erfüllt: die Dichtung, wie sie aus den Werken des geliebten Meisters zu ihm spricht. Seit einiger Zeit hat jene Quelle noch an Frische und Labekraft gewonnen

— seitdem sich eine liebe lebendige Gestalt in ihr spiegelt. Solange das schöne Mädchen ihm gleichsam zur Seite geht, ihn mit frohen Gefühlen und mit fremdartigen zarten Hoffnungen erfüllt, die er zwar nicht versteht, die ihn jedoch beglücken, wie ferner freundlicher Glockenklang an einem sonnigen Sonntagmorgen, solange ihm diese heimliche Kostbarkeit mit ihrem von Welt und Menschen unberührten Duft gehört — solange will er nicht über sein Schicksal klagen und dessen Schläge mit gleichmütigem Lächeln entgegennehmen. Dieses Leben und Weben seiner jungen Seele will er sich nicht stören lassen. Er empfindet es wohl: es bietet ihm zehnr- und hundertfachen Ersatz für die sogenannte Freundschaft.

Der klare Quell und darinnen das anmutige Spiegelbild! Ja, einmal war es ihm gelungen, diesen Zauber in lebendigen Worten festzuhalten. Den Anfang des verlorenen Gedichtleins weiß er noch auswendig:

„Täglich seh' ich mein Glück; es wandelt auf hurtigen Füßen,
Teilend mit mir den Pfad über das Brücklein dahin.
Goldnen glänzt ihr im Nacken der fein geschlungene Haarzopf,
Luftig kränzelt das Gold auf ihrer Stirne sich auch . . .“

Wer doch wüßte, wie es weiter ging!

Umsonst strengt August sein Gedächtnis an. Er ist noch in die frohen Rhythmen vertieft, als um ihn her das Geschwätz und Gekumm verstummt, mit einem Ruck die Tür aufspringt, die Schüler von den Stühlen empor-schnellen und der „Ton“ mit gespreizten Beinen, eine martialische Miene schneidend, auf der Schwelle steht. August ist um eine Sekunde zu spät aufgehüpft, darum tönt es nun von der Schwelle her: „Natürlich, der Ehrsam klappt wieder mal hinterdrein! Das ist doch 'ne traurige Nummer!“

Dann stolziert Herr Löner wie ein Hahn in die Stube, wirft die Tür hinter sich zu, besteigt, durch den struppigen Schnurrbart schnaubend, das Pult und wirft eine Bürde blauer Hefte vor sich hin. Er scheint es heute, im Gegensatz zu den umständlichen Einleitungen und Vorbereitungen, die er sonst liebt, eilig zu haben; denn ohne vorerst den gewohnten Appell abzuhalten, beginnt er gleich mit der grammatikalischen Kritik der Aufsätze: dabei muß ein Schüler nach dem andern sich neben dem Pult des Lehrers aufpflanzen, die fehlerhaften Stellen seiner Arbeit vorlesen und seine Verbesserungsvorschläge machen, sodas die ganze Klasse erfährt, welche Sünden sich ein jeder hat zu schulden kommen lassen.

„Wenn sich der Mensch nicht vor sich selber schämt, so soll er's vor den andern tun!“ Das ist des Lehrers Maxime, und so wird, ohne Beachtung des Zartgefühls, jeder Schüler vor seinen Kameraden mehr oder weniger bloßgestellt, was natürlicherweise nur gerade für die Feineren eine empfindliche Strafe bedeutet, während die Keckheit des Frechen dadurch nur noch gefördert wird.

Wie freut sich August, daß ihm nur ein paar untergeordnete Mängel zur Last gelegt werden können; das Spießrutenlaufen war ihm immer eine Qual gewesen. Den schlimmsten derartigen Szenen war er nun wohl für immer entronnen — durch die fleißige Lektüre, durch seine gereimten Versuche . . . Wenn der „Ton“ wüßte, welchen verbotenen Früchten er seine Fortschritte verdankt!

Die zweite Hälfte der Stunde ist der Lektüre im Lesebuch gewidmet. Herr Löner befiehlt: „Man schlage

Seite hundertundzwanzig auf: ‚Die Flüsse‘ von Friedrich Schiller! Häberli, fange an!“

Häberli beginnt bedächtig und schleppend:

„Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Grenze,

Aber der Gallier hüpf't über den duldbenden Strom.“

„Weiter, Paul Holz!“ ruft Herr Löner.

Paul Holz stiert rasch ins Buch und liest dann:

„Rhein und Mosel.

Schon so lang umarm' ich die lotharingische Jungfrau;
Aber noch hat kein Lohn unsre Verbindung beglückt.“

„Hehe!“ lacht er, nachdem er die Verse vorgebracht hat.

„Ruhig!“ herrscht ihn der Lehrer an. „Kann er mir vielleicht sagen, was er da gelesen hat?“ fragt er dann.

„Von einer Jungfrau, die kein Kind bekam,“ er-läutert Paul Holz entschlossen.

„Er ist ein Kaffer,“ wettet jener wieder; „ich meine, wie ‚man dem Versmaß sagt, das diese Sprüche aufweisen?“

Alles bleibt still, und jeder denkt: „Das haben wir noch nie gehabt . . .“ Nur einer wüßte es trotzdem; der jedoch preßt die Lippen zusammen und hält seine Zunge im Zaum.

Unterdessen ist Herr Löner vor die Wandtafel getreten, räuspert sich und spricht in beinahe feierlicher Art, als gälte es einen Orakelspruch zu verkünden: „Sogenannte Distichen sind das nun, Verbindungen von Hexametern und Pentametern, und diese hinwiederum haben folgende Zusammensetzung . . .“

Und während er mit gewichtiger Stimme erläutert, zeichnet er mit rhythmisch polternder Hand zwei Reihen wagrechter Strichlein und halbrunder Häkchen auf die Tafel.

Die meisten Schüler bringen seinem Unternehmen wenig Interesse und noch weniger Verständnis entgegen; nur August starrt wie gebannt und gefesselt. Er kennt die kleinen schematischen Figuren wohl und hat sich an Hand einer kleinen Metrik längst in allerhand Skandierübungen versucht; der Reichtum der Formen hat ihn schon oft erfreut. Auch das Distichon ist ihm nicht fremd, war doch das verlorene Liebeslied an Anna in diesem Versmaß abgefaßt. Mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt August das Exerzitium, die Formen auf ihre Richtigkeit prüfend.

„Was ist das!“ fährt es ihm durch den Kopf, als er entdeckt, wie im zweiten Teil des Fünffüßlers eine unentbehrliche Silbe nicht verzeichnet wurde. Er ist seiner Sache sicher und weiß: Hier ist ein Fehler begangen worden. Immer sollen sich dort vier leichte Silben einstellen. Das muß geändert werden, das muß verbessert werden!

August hat sich in einen feurigen Eifer hineingedacht, als handelte es sich um eine unantastbare Herzenssache; er hat sich und den Lehrer gänzlich vergessen, und wie dieser nun allgemein fragt: „Hat man das begriffen?“ und alles im Chorus „Ja“ sagt, da erhebt August rasch die Hand und bemerkt bescheiden, aber mit der Entschlossenheit der Ueberzeugung:

„Verzeihung, 's ist ein Fehler im Schema! Die zweite Hälfte des Pentameters muß immer vier leichte Silben haben, also zwei Daktylen aufweisen. Das ist Regel!“

Mit großen blitzenden Augen blickt Herr Töner zuerst den Sprecher, alsdann sein verfehltes Schema an; hierauf knurrt er widerwillig:

„Ei, seht den Schlaumeier! 's ist wahr: der Kerl hat recht . . .“ Damit ergänzt er flüchtig, wie nebenfächlich, das Schema, wirft die Kreide beiseite und wendet sich wieder um, indem er — ein böses Lächeln verbeißend — mit höhnischer Stimme sagt:

„Auf diesem Gebiete scheint ja unser Ehrsammeier auffällig bewandert zu sein . . . Ich glaube gar, der Kerl macht heimlich Verse . . . Hat er nichts zu gestehen . . . Nun?“

August ist bei diesen Worten zu Tode erschrocken und blaß geworden wie ein Linnen. Er sieht ein, in welche Gefahr er sich begeben; beinahe hätte er sein liebstes, heilig gehütetes Geheimnis verraten, dem Spott des Lehrers und der Schüler preisgegeben. Nun gilt es mit allen Mitteln zu retten, was noch zu retten ist, und wie jetzt der Lehrer ihn nochmals auffordert:

„Also hervor mit dem Geständnis! Ist's wahr oder ist's nicht wahr, daß er im Verborgenen Verslein dichtet?“

Da weiß sich August nicht mehr zu helfen und sagt langjam errötend vor Zorn und Scham:

„Nein, ich hab' nichts zu gestehen! Hab' auch niemals heimlich Verse gemacht . . . Nein! Nie!“

Es ist, als hätte Herr Töner nur auf diese Nollüge gewartet, um mit voller Gewalt seinen Vernichtungsschlag gegen den Sünder zu führen. Mit überlegenem Hohn blickt der gekränkte Mann um sich und sagt, indem er sich an die ganze Klasse wendet:

„Ihr habt es also alle gehört! Dieser sogenannte Ehrsam will niemals Verse gemacht haben . . . Wüßten wir's nicht besser, wir müßten's glauben! Nur schade, daß unser August gelogen hat; denn das Gegenteil ist wahr! Er macht Verse, der Schlingel! Hat mir doch dieser Tage seine eigene Mutter ein Muster dieser Dichterei gesandt, das der traurige Verfasser verloren hat . . . Und gleich was für ein Musterlein! Seht her, ich brauche nur meine Briestafche zu öffnen, so hab' ich's in der Hand, das reizende Poem, in August Ehrsams eigener Handschrift! Und wißt ihr, was es bedeutet, das Versegestammel? Eine Liebeserklärung an ein Mägdlein! Wahrhaftig, solche Geselen haben dem August Ehrsam eben noch gefehlt! Doch ihr sollt es selbst anhören, das lächerliche Geschreibsel, mit dem er sein Herzensschätzlein beglückt! Hört, so dichtet ein heimlicher Dichter, der klüger sein will als sein Schulmeister und doch zu feig ist, um seine Schulbubensünden einzugestehen . . .“ Und mit spöttisch verstellter Stimme trägt er vor:

„An Sie, die ich meine!

Täglich seh' ich mein Glück; es wandelt auf hurtigen Füßen,
Teilend mit mir den Pfad über das Brücklein dahin.
Goldnen glänzt ihr im Nacken der feingeschlungene Haarzopf,
Lustig kräuselt das Gold auf ihrer Stirne sich auch;
Aber ihr Lächeln, das ist wie junge blühende Knospen,
Wenn sie, errötend vor Lust, sinnebestrickend mich grüßt.
Ei, du mein zierliches Glück, mein süßes, mein heimliches Märchen,
Könnt' ich dich einmal nur küssen und halten im Arm . . .“

„Ihr glaubt wohl,“ unterbricht sich hier Herr Töner, „das sei das Non plus ultra, mehr könne man

nicht verlangen! Weit gefehlt! Es kommt noch schöner! Der sogenannte Dichter hat seiner überhitzten Phantasie in frechster Art die Zügel schießen lassen . . .“

„Liebchen, siehst du den Fluß? Mit seinen schäumenden Wassern lockt und winkt er dir zu, niederzusteigen zu ihm — Komm, o komme mit mir, in den Wellen wollen wir fühlen Unfern sehnennden Leib, unsere pochende Brust . . . Mit den wallenden Wellen küß ich dich heiß um die Wette, lege wie schmeichelnde Flut dir um den Leib meinen Arm — Daß uns der heilige Fluß auf immer und ewig verbinde, Lasse, tauchend in ihn, schwören uns ewige Treu!“

„So also dichtet einer, der heimlich Verse macht! Bei Gott, besser wäre: ein Strick um den Hals, ein Stein dran und ins Wasser! Ja, Grund genug mag er haben, seine schwülen Elaborate zu verbergen! Seinen sonstigen Taten hat er damit übrigens nur die Krone aufgesetzt . . . Damals, als der Kerl einen Mann gerettet haben wollte, ist ihm der Stolz ins Genick gefahren, damals hat er das Maulen angefangen, und aus dem Maulen ist Betrügen, aus dem Betrügen Lügen geworden . . . Nun dürfte wohl auch klar sein, wofür der Mensch das Geld brauchte, das er euch abgenommen und seiner Mutter entwendet hat: wohl um sein heimlich besungenes, heimliches ‚Märchen‘ zu beschenken . . . Man kennt das! Und zu alledem kommt nun noch der Dünkel, ein Poet zu sein! Eben weil ich diese Unmaßung nicht haben will, hat er sie sich herausgenommen . . . In der Tat, ein Staatskerl, dieser Ehrsam, und ein erfreuliches Früchtchen! Wie steh's übrigens,“ fährt Herr Töner fort, „Ehrsam, will er noch immer leugnen oder gar bestreiten, daß diese Verse von ihm herrühren? Nun?“

Nein! August bestreitet nichts mehr . . . Um sein vor Schamröte glühendes Gesicht zu verbergen, hat er die Arme auf dem Tisch verschränkt und den Kopf



Um Weihnachten (Altes Bauernhaus auf dem Albis bei Langnau).

darauf gelegt, während die Tränen schwerster Kränkung ihm heiß aus den Augen quellen. Ihm ist, als hätte er eben die tiefste Erniedrigung erlebt, eine Erniedrigung, von der er sich niemals mehr erholen könnte! Umsonst fordert der Lehrer ihn zwei-, dreimal auf, sich offen als Verfasser des Gedichtes zu bekennen. August schweigt und weint.

Herr Töner fühlt sich befriedigt, als er den Knaben in Verzweiflung sich winden sieht, und so läßt er endlich von seinem Drängen ab, allein nicht ohne zu bemerken:

„Wahrhaftig, jetzt heult er wie ein Kind, das kein Zuckerverk naschen soll . . . Na, lassen wir ihn jammern! Euch allen aber will ich raten, euch diesen Fall zur Warnung dienen zu lassen. Ein eingebildeter Esel, der da glaubt, es den berühmten Geistern nachtun zu können! Die große Zeit der Dichtung ist nun einmal vorüber, und Stümpfern soll beizeiten das Handwerk gelegt werden! Soviel zum allgemeinen Standpunkt! Unser junges Dichterlein werden wir schon noch mit vereinten Kräften zur Vernunft bringen . . . Wir sehen uns noch beim Rektor wieder! Und nun Steigerlein, welches Gedicht soll zum Schluß der Stunde aufgesagt werden?“

Steiger antwortet: „Der Sänger' von Goethe.“

„Na denn, los damit! Flügelmeyer: ‚Was hör' ich draußen vor dem Tor . . .!‘“ fordert Herr Töner den Genannten auf, und ein Schüler nach dem andern muß, aufstehend, eine Strophe hersagen, bis die ganze Dichtung abgspult ist. Nur August wird dabei übersprungen; doch wie dann die Verse hergesagt werden:

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnt:
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet . . .“

da muß er aufhorchen, und ihm ist, als vermöchte er erst heute den Sinn dieser Worte ganz zu erfassen, und reichlicher noch als zuvor emströmen ihm dabei die Tränen. Er will sich ihrer mit aller Selbstbeherrschung erwehren; es nützt ihm nichts: sie rinnen hervor, wie helle Tropfen aus einem safterfüllten jungen Zweige, den man geknickt. In einem jungen Knabenherzen aber waren jetzt zwei zarte Knospen, die sich eben an demselben Lebenszweiglein keusch und verborgen angelegt und sich bereits mit warmem Blute gefüllt hatten, mit rückwärtsloser Hand abgebrochen und gleich müßigem Unkraut zerblättert worden.

XI.

Das Gemüt eines phantasiervollen Knaben ist ein Abbild der Welt. Höchste Lebenslust und tiefster Lebensüberdruß, reine Bilder der Schönheit und häßliche Träume, Herzengüte und Bosheit, Liebe und grimmiger Haß liegen schlummernd nebeneinander wie kleine Kinder in ihren Wiegen. Wer die edeln Kräfte mit Milde zu wecken weiß, der wird Lust und Schönheit, Güte und Liebe erwachen sehen; wer jedoch mit grober Faust die Schlummernden aufrütteln will, der wird die edeln Keime zerstören und durch Zwang und Gewalt nur die dunkeln Kräfte aufschrecken. Jammern und schreiend erwachen sie: Ueberdruß und Verworrenheit, Bosheit und Haß. Augusts gute Geister waren lang mit Füßen getreten worden, kein Wunder, wenn seine junge Seele jetzt eine Beute verworrener Nachsicht wurde! Alle äußern

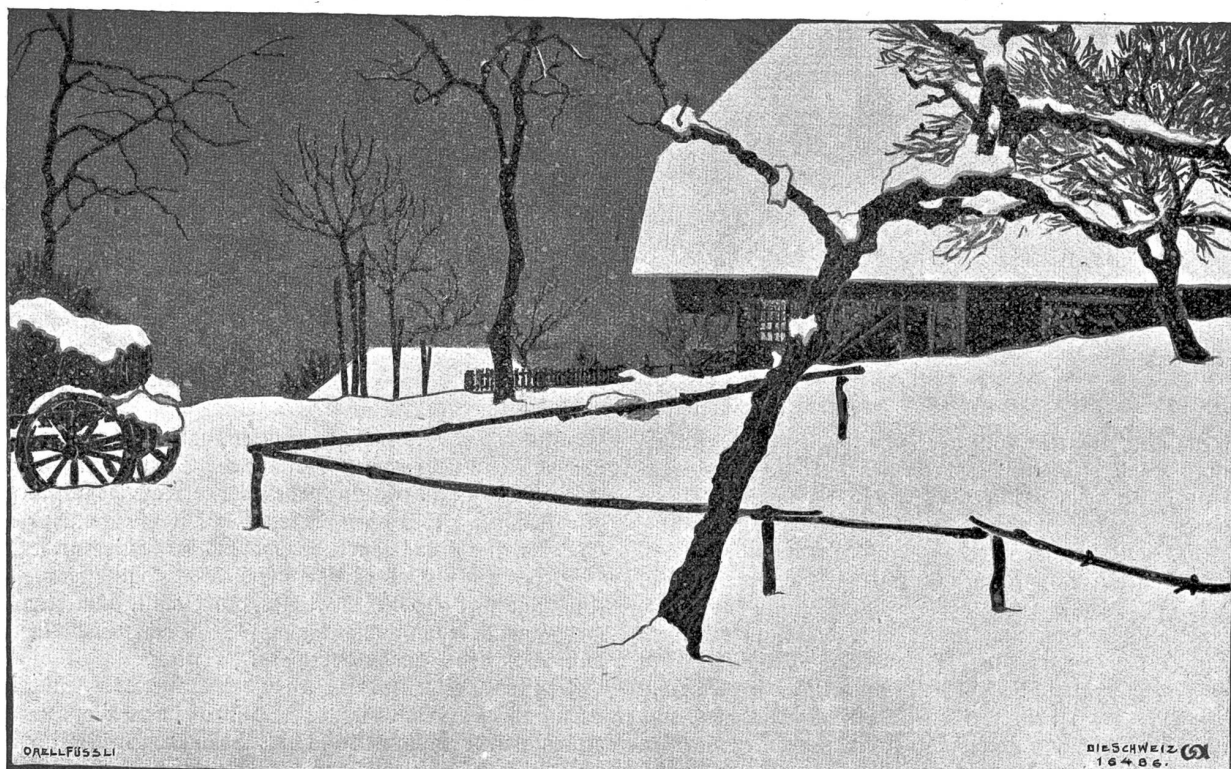
Vorgänge vermochten den Knaben nicht mehr zu berühren, sie flossen wie Wassertropfen an ihm nieder. Das Verhör beim Rektor blieb für ihn völlig eindrucklos; die Vorwürfe „eitler Anmaßung“, „unerhörten Lügensinns“ und „törichter Liebeleien“ ließen ihn kalt. Seine Schülerehre, sein persönlichster Stolz und die Achtung, deren er ehemals bei seinen Kameraden genossen hatte, war vor diesen selbst beschmutzt und in den Staub getreten worden: was galt es ihm daneben, wenn er in privater Audienz beschimpft wurde! Selbst das Beileid, das ein einziger unter den Schulgenossen ihm gegenüber ausgedrückt hatte, vermochte nicht, ihn aus seiner brütenden Verwirrung zu retten. Als Willy Wildbolz ihn teilnahmsvoll nach dem Verlauf der Unterredung beim Rektor fragte und alsdann tröstend gestand, er selber habe die Hohn- und Spottreden des „Tons“ als eine Grausamkeit empfunden und sei mehr als einmal im Begriffe gewesen aufzustehen und zu rufen: „Jetzt ist's aber genug!“ — als Willy ihn solchermaßen zu beruhigen suchte, dankte August nur mit einem bitteren Lächeln, einem Lächeln, das sagte: „Ich glaub' es gerne, du meinst es gut; doch auch du kannst mir nicht helfen!“

Augusts Qualen vermochte kein Mitleid mehr zu lindern. Wenn sein verhöhtes Selbstbewußtsein, sein gebrochener Mut wieder lebendig werden sollten, so mußte jener, der ihn im Innersten gekränkt hatte — einmal, ein einziges Mal nur fühlen, daß auch er, der Schwache, über Kräfte gebot, die Achtung erforderten, daß er nicht bloß ein lächerliches Spielzeug war, sondern einer, der wußte, was er wollte, und in seiner Erniedrigung gefährlich werden konnte wie ein zorniger Gott.

Diese Ueberzeugung war es, die ihn beschäftigte, die inmitten seiner seelischen Verworrenheit emporzuwachsen begann und schließlich voll erblüht und lockend da stand wie eine vereinzelte Feuerblume in wildem Steingeröll. Bald nahm denn auch der Plan und seine Ausführung all sein Denken in Anspruch, und seine Phantasie und Kombinationslust hatten genug zu tun, dem Befehl seines Rachetriebes zu gehorchen und alle Arten einer raschen Verwirklichung in Rechnung zu ziehen.

Neben diesem Pläneschmieben vermochte nur noch eines seine Beobachtung zu fesseln, das Verhalten der Mutter. August hatte in den letzten Zeiten zum mindesten eine Strafpredigt und neue Ermahnungen erwartet; doch sie blieben aus. Immerhin entging es ihm nicht, wie die früh ergraute Frau noch stiller und nachdenklicher geworden war und wieder tiefere Schatten sich um ihre Augen lagerten. Der „Ton“ hatte Bericht erstattet — es war kein Zweifel. Warum nur die Mutter ihm gegenüber schwieg? Fast schien es, als ob sie ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte als der Lehrer . . . Jedenfalls trug dieser die Schuld daran, wenn sich das Gemüt der Mutter von neuem umdüsterte. Der „Ton“ hatte ihn einst verraten, als er sich des Geldes bemächtigt, er übte auch jetzt Verrat, indem er ihn als Verfasser des Liebesgedichtes nannte, der „Ton“ hatte ihn bei Schülern und Lehrern in Verruf gebracht, er hatte auch die Mutter gegen ihn gewonnen — so dachte August, und je mehr er darüber nachsann, desto mächtiger wuchs in ihm der Haß gegen seinen Peiniger an . . . Feuerrot flammte die Blume inmitten verworrenen Steingerölls.

* * *



Spätnachmittag (Motiv aus Jegenstorf, St. Bern). Nach Originalzeichnung von Otto Abrecht, Frauenfeld.

August war zum Entschluß gekommen.

Sein gekränkter Stolz hatte sich zuerst mit dem Gedanken beschäftigt, Herrn Töner bei nächster Gelegenheit vor versammelter Klasse entgegenzutreten, ihn offen und entschieden um Einstellung der Spöttereien zu bitten. „Es ist jetzt genug!“ so würde er dem Lehrer zurufen. „Ich bin kein geduldiges Lamm und wünsche von nun an in Ruhe gelassen zu werden!“ Bald kam er indessen von diesem Vorsatz ab, ahnte er doch, die Ausföhrung möchte schlimme Folgen haben. Ein solches Auftreten würde als offenkundige Auflehnung angesehen und demnach bestraft. Nein, wenn er gewinnen wollte, so durfte die Autorität des Lehrers nicht vor den Schülern angegriffen werden; nur unter vier Augen mußte sich zwischen ihnen der Akt der Vergeltung abspielen! Endlich glaubte August den richtigen Weg gefunden zu haben: eine Tat sollte geschehen, die Herrn Töner in Schrecken und Erstaunen zugleich versetzen würde. Und wenn jener dann in seiner ganzen Schwäche da stand, wollte August vor ihn hintreten und zu ihm sagen: „Sehen Sie, das hab' ich getan, weil Sie mich so gequält haben! Jetzt wissen Sie: Ich bin kein Hund, den man nach Belieben treten kann. . . Ich bin ein Mensch, und Sie sind selbst nichts anderes, sonst wären Sie jetzt nicht so erschrocken. . . Darum soll von nun an Frieden sein zwischen uns: ich will mir Mühe geben, Ihr bester Schüler zu werden, aber Sie sollen mich nicht mehr verspotten; ich kann den Hohn nicht länger ertragen. . .“ So wollte er sprechen, und gewiß würde ihn der Lehrer respektieren müssen; er würde Nachsicht und Verzeihung üben, und so konnten Furcht und Abneigung sich wieder in Vertrauen und Achtung verwandeln.

So phantasierte August und freute sich im voraus des sonnigen Erfolges; denn der phantastische und gemüthvolle Knabe empfindet es schmerzlicher als jeder andere, wenn ein allzu strenges und finsternes Regiment ausgeübt wird, das ihn dazu zwingt, sich mit Verstellung und Hinterlist jenes Element zu erhalten, das ihm zum Atmen und Gedeihen notwendig ist: Lebenslust! Dieses Element wollte sich nun August um jeden Preis wieder erobern.

XII.

Im Ostflügel des Schulgebäudes befand sich ein wenig benütztes Zimmer. Dorthin pflegte sich jenseitigen Herr Töner zurückzuziehen, um bei eifrigem Zigarettenrauchen die Aufsätze zu korrigieren. Es war dies den Schülern bekannt, und da die Aufsatzhäfte stetsfort nach Tabakqualm rochen, so ging die Sage, „der Ton“ verpasse während dieser Arbeit jenseitigen drei Duzend jener Dinger und verbrauche dabei eine ganze Schachtel Streichhölzer.

Eines Tages nun sagte Herr Töner während des Unterrichts zu Albert Häberli:

„Heute nachmittag von 4—5 Uhr bin ich im Zimmer Nr. 12; wenn er seine Nacharbeit gemacht hat, mag er dorthin kommen und sie mir zeigen!“

Kaum hatte August diese Worte vernommen, sagte er sich: Heute soll der Tag der Vergeltung und der Veröhnung sein!

Nachmittags, etwas vor vier Uhr, schlich sich August ins Zimmer „Nr. 12“ des Ostflügels, öffnete klopfenden Herzens die Gashähne der Lampen und verbarg sich hinter einem Schultische. Er wußte, nun konnte Herr Töner jeden Augenblick eintreten; er würde sich wohl



gleich eine Zigarette anstecken, und dann mußte ein heftiger Knall erfolgen, hervorgerufen durch Explosion des Gases. Ein paar Fensterscheiben und Gaslampen würden dabei in Scherben gehen, der Lehrer jedoch würde totenbleich dastehen vor plötzlichem Schreck. Nun galt es, rasch auf den Erschrockenen hinzutreten, ihm zu gestehen, daß er, August Ehrsam, den Zwischenfall absichtlich herbeigeführt habe, um Herrn Töner damit zu beweisen, daß er kein Schwächling, sondern ein Mensch sei, den man nicht mutwillig aufs tiefste kränken dürfe. Alsdann wollte er ihn bitten, von dieser Tat zu schweigen, und im Zeichen des eben überstandenen Todeschreckens wollten sie zusammen Frieden schließen...

Eben dachte August an dieses phantastisch schöne Ende, da trat Herr Töner ein, warf die Tür hinter sich ins Schloß, schritt auf das Pult zu und entnahm dem dort aufgestellten Feuerzeug ein Streichholz, um sich eine Zigarette anzustecken... Allein — plötzlich hielt er inne, warf den Kopf in den Nacken und witterte, mit der Nase schnaubend, in die Luft.

„Donnerwetter,“ knurrte er jetzt, das Streichholz wegwerfend, „das stinkt ja, als ob...“ Ohne den Satz fertig zu machen, ging er auf die Fenster zu, riß eines nach dem andern weit auf und brummte wieder: „Verdammt Schweineordnung! Da wär' nun bald ein Unglück passiert...“ Und knurrend und murrend begann er die Gaslampen zu untersuchen, vorne beim Pult damit beginnend.

„Da soll doch gleich der Teufel...“ rief er aus, als er die Hähne der beiden vordersten Lampen offen fand, und mit sichtlich wachsender Erregung setzte er seine Untersuchung weiter fort.

Mit aufgerissenen Augen hatte August dem Vorgehen Töners zugeschaut und sah nun ein, daß sein Plan vernichtet war. Wie, wenn er sich zu erkennen gab und ohne Mithilfe des Schreckens an's Ziel zu gelangen suchte?... Zu spät! Schon rief der Lehrer mit nachträglich erwachendem Entsetzen:

„Ein Attentat! Ein Attentat! Bei Gott, das galt mir...“

Und als nun August aus seinem Versteck empor-schoß und sich selbst anklagen wollte, schrie jener mit gellender Stentorstimme:

„Wahrhaftig, da steht er, der elendige Halunke! Wollte sich wohl noch selbst an dem Schauspiel weiden! 's ist wahr: Ich hab' dir vieles zugetraut; einer solchen miserablen Gaunerei hätt' ich dich niemals für fähig gehalten...“

Zitternd und totenbleich, wie er war, machte August nochmals einen schwachen Versuch, die Stimme zu seiner Rechtfertigung zu erheben; allein er erregte damit nur den höchsten Zorn des Lehrers. Wie Keulenschläge schmetterten ihn die Worte des maßlos Erzürnten nieder:

„Schweig still, Verbrecher! Erspar' dir das Lügen... Und nun fort aus meinen Augen, du Schuft, zum Zimmer hinaus, zum Haus hinaus... Doch nein! Erst will ich meine Zeugen haben...“

Hastigen Schrittes verließ Herr Töner die Stube. August hörte noch, wie der Schlüssel im Schloß umgedreht wurde; dann ward es still. Todmüde vor Schrecken setzte er sich auf eine Bank und starrte mit fieberhaften Blicken ins Angewisse. Bald jedoch hörte er wieder Stimmen und Schritte; der Schlüssel klorrte, und nun trat Herr Töner mit dem Rektor und andern Lehrern ein, während sich vor der Zimmertür die Schüler zu versammeln begannen.

Sogleich hob der Rektor an: „Drei Dinge sollst du mir beantworten, August Ehrsam!“ Und er stellte die Fragen, ob August die Gasähne geöffnet habe, ob er eine Explosion verursachen wollte und ob diese Herrn Töner hätte gelten sollen. August gab alles unumwunden zu, worauf der Rektor mit barscher Stimme ausrief: „So hast du denn sofort die Schule zu verlassen...“

August raffte alle seine Kräfte zusammen und erhob sich. Ein Zug beharrlichen Trostes machte sich auf seinem Gesichte geltend, als er jetzt durch die Reihe der Lehrer und Schüler schritt, die ihm teils mit Entsetzen, teils mit Erstaunen nachschauten. Mit bitterem Nücheln vernahm er, wie die Schüler auf dem Gange einander ins Ohr zischelten:

„Er wollte ihn ermorden...“

„Herrgott! August Ehrsam möcht' ich nicht sein...“

Und deutlich hörte er wie Paul Holz mit lauter Stimme sagte: „Poß Donner! Das gibt 'ne böse Geschichte!“

August schlug an diesem *Tage nicht gleich den Heimweg ein. Er wollte zuerst mit sich selbst ins reine kommen, ehe er der Mutter vors Angesicht trat. An den Fluß gelangend, über den das Hängebrückchen führte, betrat er dieses nicht, sondern bog in die Straße ein, die hier eine Weile dem Ufer entlang führte. Kaufend, sich wiegend wie immer, flossen die grünen Wasser dahin: ewig derselbe Strom, doch immer neue Wellen, die an denselben Stellen schäumten, sich zerteilten und zusammenfloßen wie auch die vorangegangenen! So war's

gewesen, als er noch mit dem Vater den Fluß durchschwommen, so war's gewesen, als er den Lebensmüden hier gerettet hatte, so war's geblieben, so oft er auf dem Brücklein drüben dem lieblichen Mädchen begegnete...

Ihm aber war seither alles zum Schlimmen ausgefallen! Dies Bewußtsein machte ihn erschauern, als wäre der Ruf des Schicksals an sein leiblich Ohr gedrungen... Eben noch hatte man ihm das Schmachwort „Verbrecher“ ins Gesicht geworfen, und er mußte es hinnehmen wie bare Münze.

Wie er so sinnend über den Fluß hinüber nach seinem Vaterhause blickte, erschienen ihm die Ereignisse der letzten Monate wie die Glieder einer Kette: daß sein Vater ihm gestorben, war nur der erste Ring dieser Kette, daß man ihn nun „Verbrecher“ schelten durfte, war der letzte... Dazwischen aber bildeten die Lebensrettung, der Diebstahl, der Bücherkauf, die Dichterei und die Begegnung mit dem schönen Mädchen nur die verbindenden Glieder... Sein heimliches Doppelglück, die Verschmäherei und die sonnige Liebchaft mußten nun wohl für immer ein Ende nehmen; mit Behmut erfüllte ihn diese Ueberzeugung.

Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf, der ihn so heftig erschreckte, daß er zuckend zusammensuhr: Wenn man es seiner Mutter offen heraus sagte: „Euer Sohn ist ein Verbrecher!“ Er durfte nicht daran denken. Augenblicklich wandte er sich um und ging eilenden Schrittes nach Hause; die Angst packte ihn, er möchte zu spät kommen und der Mutter bei seiner Heimkehr schon als das erscheinen, als was man ihn gebrandmarkt hatte.

Eine Last fiel August vom Herzen: die Mutter trat ihm mit demselben stillen Ernste entgegen wie alle die Tage vorher, und leise begann er die Hoffnung zu nähren, es möchte vielleicht trotz der Beschimpfungen und trotz der Drohung des Schulverweises noch einmal das Schlimmste an ihm vorübergehen... So begann er zu hoffen und zu hoffen, obschon das von Paul Holz gesprochene Wort von der „bösen Geschichte“ ihn immerfort wie eine giftige Fliege umschwärmte.

Der Abend ging äußerlich in gewohnter Weise vorüber. Gegen zehn Uhr entbot August der Mutter den Gutenachtgruß und ging zu Bette. Er wußte, was ihn dort erwartete: schlaflose Stunden, während deren er sich, wie so oft in der letzten Zeit, fiebernd in den Kissen hin- und herwälzte. Als ihn dann die totenstille grabesdunkle Nacht umgab, während welcher der Herbstwind draußen in den halbentblätterten Bäumen pfiß und geigte und tausend schwagende Zungen erwacht schienen, da erstarb in ihm die letzte Hoffnung, und er sehnte sich nach dem kommenden Morgen, ob er auch besürchten mußte, dieser werde ihn bei der Mutter verraten. Uebermüdet schlief er endlich beim Morgengrauen ein und erwachte erst, als der von hellen Silbernebeln verhangene Spätherbsttag durch die Fenster hereinsah.

Augusts erster Blick geht nach der Uhr. Der Zeiger rückt bereits auf die neunte Stunde. Erschreckend wird er's gewahr. Um diese Zeit ist er sonst längst in der Schule. 's ist doch nicht Sonntag heute? Warum ließ man ihn so lange liegen? Noch klammert er sich an die Hoffnung fest, die Mutter möchte sich selbst verschlafen haben. Rasch schlüpft er in die Kleider und verläßt das Zimmer.

Auf den Zehen huscht er durch den Gang; da ist ihm, er höre leise sprechende Stimmen. Wer möchte gekommen sein? Er gewahrt, daß die Tür des Wohnzimmers nur angelehnt ist. Er tritt auf die Schwelle und späht scharfen Auges in die Stube. Da sieht er die Mutter, mit aufgelöstem Haar, im Morgenjäckchen, weinend auf- und abschreiten; in herzerreißenden Tönen jammert sie vor sich hin und wischt immer wieder die Tränen aus den Augen und heftet immer wieder die stieren Blicke auf das Papier, das sie mit nervösen Händen zerknittert. Und es sind immer dieselben Worte, die sie trostlos schluchzend und in zitternden Lauten vor sich hersagt:

„O Gott, o Gott! Was soll ich nun mit ihm beginnen? ... Aus der Schule gejagt mit Schimpf und Schande! ... Ein Verbrecher! ... O Gott, o Gott, was soll ich mit ihm beginnen?“

So jammert sie, als hätte sie den Verstand verloren und müßte keine andern Worte mehr außer diesen...

Erschütternd schaut August das Marterbild, und mit eins schießen auch ihm die heißen Tränen aus den Augen. Er preßt sich die Hände vor den Mund, um sein Schluchzen zu ersticken; dann schleicht er mit entsetzten Mienen wie einer, der in die Hölle geschaut, von dannen, hinaus ins Freie...

Hastig flieht er davon, durch die nassen, von Nebel verschleierte Wiesen stampfend. Schon erkennt er den Birnbaum, der sein und seines Vaters Schicksal bestimmte; ohne Verweilen stürmt er an dem dunkeln Stamme vorüber, weiter und weiter... Er kennt den nächsten Pfad, der ihn ans Ufer des Flusses bringt... Wo das steinerne Trepplein in die Wasser hinunterführt, entledigt er sich der Kleider, als ginge es wie in alten Zeiten zum Bade... Ein Schritt und ein Sprung, und ausspritzend verhallen die nebelüberflogenen Wellen einen jungen schlanken Körper, der sich willig in die Tiefe ziehen läßt, ohne mehr die kräftigen Arme zu regen...

* * *

Als tags darauf der Rektor Augusts Schulklasse den Tod des Knaben mitteilte, schloß er seine Ansprache



mit den Worten: „Dem wahrhaft Bösen ist das verdiente Schicksal zuteil geworden, und seiner Mutter wurde eine schwere Last vom Herzen genommen. Möge sich ein jeder dies Beispiel zur Warnung dienen lassen!“
Und als Willy Wildbolz, den wahren Sachverhalt

und den Selbstmord seines Freundes ahnend, in Tränen ausbrach und noch während der nachfolgenden Stunde bei Lehrer Töner weinte, bemerkte dieser: „Wildbolz! Er ist ein larmoyantes Frauenzimmer! Ein vernünftiger Mensch heult nicht, wenn Unkraut zugrunde geht!“



Gast.

Winter lastet auf den breiten Hecken
Und die Wege sind verschneit und keine
Spuren deuten, daß mich Gäste fanden.
Äpfel, Birnen und gewürzige Quitten
Duften aus der Kammer, und im Keller
Wächst ein Fäßlein voll von rotem Weine.
Aus der Truhe blizt ein blanker Heller,
Goldenes Öl umforgt den Docht der Lampe,
Und im Herde haschen sich die Funken.
Und ich lausche nach den nahen Schritten
Froher Freunde; doch der blanke Klopfer,
Unberührt bleibt er von lieben Händen.
Ach, und darum hab' ich nur gespeichert,
Euch das Herz an meiner Blut zu wärmen,
Aus der Fülle gut und gern zu spenden,
Und ihr laßt den Wein mir ungetrunken,

Und ich muß mich einsam, einsam härmern!
Also sann ich gestern in den Dämmer,
Und das Käglein spann im warmen Winkel,
Und der Rinde reckte sich und gähnte.
Sieh, da klang wie helles Erz das Fenster!
Und ich sah ein Mädchen, blau von Augen
Und die Stirne stolz und schwer die Flechten
Goldnen Haares überm weißen Nacken.
Und ein Lächeln grüßte mich, und siehe:
War ein Leuchten überm weißen Garten,
War ein Schimmer über tiefen Wiesen,
Eine Flamme überm schwarzen Walde!
Und ihr Zelter wieherte zur Ferne,
Stieg zu Tale, und die Stapfen standen
Voll vom Lichte der geliebten Sterne.

Victor Hardung, St. Gallen.

Gehorsam.

Seit du mich hast verlassen,
Trieb Krankheit mich dahin
Und kann ich es nicht fassen,
Daß ich noch lebend bin.

Ich bin auf dunkeln Pfade
Dir bebend nachgeeilt
Und hab' am Traumgestade
Der Toten schon geweiht.

Als ich am heil'gen Orte
Dir gab das Weggeleit,
Da schloßest du die Pforte
Und sprachst: „Es ist nicht Zeit!“

Verlaß nicht deine Herde!
Ich bin an siebzig Jahr
Gewandert auf der Erde,
Kopf hoch und Stirne klar!

Klopf' an, wenn's Nacht will werden,
Dann öffn' ich dir geschwind . . .“
So blieb ich noch auf Erden
Als dein gehorsam Kind.

Jfabelle Kaiser, Beckenried.

Du bist, o Kind, zu eitel
Auf einen frühen Tod,
Dieweil so schwarz dein Scheitel
Und hell dein Auge loht.

Du trägst kein Kind im Arme,
Kein Wundmal im Gesicht;
Zu speisen gibt's noch Arme,
Zu zünden manches Licht!

Stunde.

Wir schreiten am Rand, wo die Haine
Beseelter und goldener sind —
Daß leis unser Haar sich vereine,
Bemüht sich ein scherzender Wind . . .

Die schimmernden Rosen erbleichen
Im Schatten der eilenden Zeit —
Wird uns auch die Stunde erreichen?
Verlockt uns ihr Zauber noch weit?

Wir schreiten mit Bängen und Schweigen:
Ob alles in Dämmer zerrinnt?
Ob nicht mit dem flammenden Reigen
Die letzte Erfüllung beginnt?

Siegfried Lang, Basel.